

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 174. — Wie uns der Bartender gesagt hat, so ist es gewesen. Die Weibesweilern hat er Kibb von die Stritt erei geholt un hot ihren Alte...

Wort geschickt, die zwei Schenkelnäner sollte emol gleich beim komme, es wäre zwei Ledhies da, wo sie sehn wollte. Ich hen gewist, wann der Philipp, was mein Alter is, höte duht, das ebbs vielmehtes do is, dann kommt er reiteweg. Ich sin auch nit mithelfen gewese. Es hot noch keine zwanzig Minnits genomme, do is die Dohr uffgange un die zwei Hesser sin ert gemarktsch. Se hen off Kohrs feinder dumme Fehes gemacht, wie se gefehn hen, das es blos uns war, ammer dieselwe Zeit hen se sich doch artig gefreut, das mer widder da ware. Ich kann Ihne sage, ich sin surpreiss gewese, wie der Philipp so schön gedukt hot. Er hot e neue Suht gewohre, war sein gefehcht un hot e neue Hut angehabt un e Rei, so schlafte, das ich purtinier mein alle Mann gar nit reiteneht hen. Wei, wats die Mütter, Phil, hen ich gefagt, du gucht ja so schnell, wo de früher nie nit gedahn host un so duht der Wedesweiler. So schlid hen ich auch ja noch nie nit gefehn. Do hot der Philipp gelacht. Jeds, sagt er, es macht auch en verdolte Differenz, ob mer heimfehst oder ob mer in e schnell Familie bohre duht. Die Missus Mehr hatt schon gedukt, wann mir in ordinehre Erwerlebede - Suhts in ihr Haus komme wäre. Jekt, wenn mir widder heim sin, do gewire mer nids mehr drum, do kannst du mich widder jeden Dag wie en ganz komner Kesser sehn. Ei gef aber nit, hen ich gefagt, denkst du, ich gleiche nit auch besser, dich dienst zu sehn? Well, mer hen noch for e Weil gedukt un dann sin mer heim gange. Es hot noch keine zwei Dag genomme, do hen ich gar nit mehr gewist, das ich so lang fort gewese sin. Sobald ich gefahrt hen, widder zu schaffe wie e Brunnebuhler, do hen ich widder leit Hohm gefühlt. Un dann is auch noch ebbs Impobretent gewese; se wartt doch, das die Schul widder gefahrt hot un Sie könne sich denke, das mer do bei so en Peil Kibb e ganze Latt zu duhn hot. Ich hen die Suhtcher von die Buwe emol inspettet un o du meil alles war in e schredliche Randdichen. Die Pehtnies, well die hen gedukt wie e Sief un in verschidene war der Baittem fo ausgemohre, das es gar kein Fuhß gewese war, wann ich se noch emol gemendet hatt. Die Blaufes, die ware auch nit mehr werth als das ich se in den Räckdäck gefloppet hen un do hot's denn gefehche, neue Stoff laufe. Ich hen ich gefehn, das ich alles hen neu laufe müste. Kinner, hen ich gefagt, jekt wüsst ich emol die Schulte ab un duht - Guer Haar e wenig brosch, ich will mit Euch gehn, Guern Schultstoff laufe. Bei so ebbs sin se immer gleich bei die Hand un wie mer ausgerickt sin, do hot's gedukt, als wann e Sonn-dagschul zu e Pidnid gehn deht. Mer sin in den Stohr un do hen e schweit Schapp gehabt. Alles was ich ausgepikt hen, do hen die Lausbume drimer gefickt. Schiewiß, hot der Bennie gefagt, bei den Pa do bist du zu Dohi getidelt, wann er e feine Suht wehre duht un ich soll so en Stoff trage, wo gar nit in Steil is. Wann das Wiebels sehn, dann sage se schupf du behst nids un mich gewire. Well, was hen ich duhn könne, ich hen ich ebbs feineres gekauf. Er hot auch e Wienatt - Käpp hen wolle. Er hot gefagt, das deht viel steiflicher gude, als wie so en alte allfichende Deis. Well, ich hen ich auch e Wienottkäpp lauft, obgleich ich die Dinger gar nit gleiche. Der Johannie war nit mit seine Blaus fätsst. Er hot gefagt, er wolle keine wo ausgude deht wie e Kitzchen ephron oder e Hschep Gingham Dreh. Er wolle nit, das in die Schul all die Kibbs Fron immer ihn mache dehte. Den Weg is es die ganze Wein doch gange un der Stohrkeper hot die Buwe auch immer gekrit gewire. Er hot gefagt: Maddem, ich will Ihne emol ebbs sage; was Sie do auspide, das deht ich meine Kibb auch nit frage zu wehre. Un dann e Ledhie, wo's so auf erfordern kann un wo so schöne Buwe hot, wei, Sie sollte nur das allerbeste un das Allerhöchste auspide. Damit hot er mich off Kohrs nur stättere wolle, ammer wie die Buwe das gehört hen, do hen se off Kohrs nit mehr nachgelosse un hen mich getieft, bis ich schließlich alles gekauf hen, was die Kibbs gewollt hen. Wie mer damit fertig ware, hot der Bennie gefagt, er deht auch Schußs brauche. Bei Bennie, ich hen dich doch ercht befohr das mer nach die Kontrie sin, e paar neue Schußs gekauf. Do hot er gefacht un hot mich emol gude losse. Well, se könne mich's lauwe oder nit, er hot purtinier keine Sohls mehr an sei Schuß gehabt. Off Kohrs hen ich ihn e neues Paar laufe müsse un Sie hätte nur emol sehn solle, wie pertidelle er do gewese is. Wann der Pa Patient Leddersch wehre duht, dann will ich

mit keine Klabbhappersch erum heite, hot er gefagt; Patient Leddersch gude auch gut an mich. Well, ich hen ihn e Paar Patient Leddersch lauft un wie die annere Kibb das gefehn hen, do hen se das nämliche hen wolle. Kibb is zu gut for se gewese un wie mer Redteis ausgepikt hen, do hen se auch widder ihren Dähd sein Steil hen wolle. Ich kann Ihne sage, ich hen e schmales Fohrtischen in den Stohr ausgeuwe un die Kibb hen gedukt wie die Prinzge. Off Kohrs hen se den neue Stoff all gleich anziehe müsse. Wie mer aus den Stohr fort sin un die Stritt komme sin, do hen alle Leut nach die Buwe gegudt un hen Kiemarts gemacht, biefahs se hen all so ellegent gedukt. Es is ja gut genug, schön hen se gedukt, ammer die Gefpenzes sin doch e wenig zu viel gewese. Das kommt nur davon her, das der Phil sich so uffidde duht. Well, von heut an muß er widder sein ordinehren Stoff wehre, biefahs wann ich die Buwe noch emol so ausstite muß, dann könne mer getrost e Mohrgelch rehte. Ei stell ju, es duht sich nit zahl so viel Steil anzuputte. Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanstengel.

Nilpferdjagd.

Das Nil- oder Flusspferd trägt seinen Namen schon seit sehr alter Zeit, und zwar infolge des Glaubens, daß sein Schrei eine Wehklage mit dem Wiehern eines Pferdes habe, dem es nicht in den Körperformen wahrhaftig nicht im geringsten gleicht. Eher könnte man schon an ein Kind denken, weshalb die Araber im Nilthal das Thier auch heute noch nebenbei Flusspferd nennen. Bei den Bewohnern von Damiette heißt es Seepferd, weil es sich angeblich einige Meilen weit ins Meer hinauswagt. Die alte Sage, daß das Nilpferd Feuer speit, rührt wahrscheinlich von der Beobachtung her, daß man mit den Zähnen vom Unterkiefer des Hippopotamus wie mit einem Feuerstein auf Eisen Funken schlagen kann, was wohl gelegentlich bei einer Jagd in eigentümlichster Weise wahrzunehmen war, wenn einmal eine Harpune oder andere Waffe in heftige Berührung mit den Zähnen des Thieres kam.

Ueber die Stellung des Nilpferdes in den Anschauungen der alten Aegyptologen hat jetzt der hervorragende Aegyptologe Prisse d'Arènes im Pariser Cosmos eine fesselnde Schilderung entworfen. In gewissen Theilen Aegyptens würde es hochverehrt, in anderen Provinzen aber gegessen feine Verehrung, sogar seine Schonung. In Hermopolis betrachtete man das Nilpferd als Symhol des Gottes Typhon, des bösen Princip, und als solches gelangte es auch in die bildlichen Darstellungen. Außerhalb des Wassers ist es ziemlich furchtsam, da es sich seiner Schwermüdigkeit bewußt ist, und es entfernt sich daher auch selten weit vom Ufer. Als es noch im eigentlichen Aegypten vorkam, wurde es von den Eingeborenen viel gejagt. Falls die Leute keine Waffen bei sich hatten, wurde, um die Nilpferde fernzuhalten, mit verschiedenen Geräthen ein ungeheurer Lärm vollführt oder man zündete längs des Flusses große Feuer an.

Für die Jagd verbargen sich die Eingeborenen in den dichten Gebüsch an Stellen des Nilufers, wo die riesigen Thiere das sichere Element zu verlassen pflegten, und schleuberten dann vom Besten aus ihre Harpune, deren Thau sie nach Bedarf ablaufen ließen, bis sich die Beute daran abgezappelt hatte. Gewöhnlich wurde der Augenblick gewählt, wenn das Thier ins Wasser zu steigen sich anschickte. Sobald die Harpune, laß, rief der Jäger seine Gefährten, die nun das verwundete Nilpferd verfolgten, bis es durch Blutverlust genügend erschöpft war. Dieser wichtige Theil der Jagd wurde von Booten aus vollführt. Sobald das harpunirte Thier wieder aufgestört und an die Wasseroberfläche gekommen war, erhielt es neue Harpunen- und Lanzenstiche und stürzte sich dann meist wühend auf das nächste Boot, um seinen Peinigern den Garaus zu machen. Für diese wurde dann größte Vorsicht nothwendig, um sich gegen den Angriff des Kolosses zu schützen, wozu oft starke, weitmächtige Netze verwendet wurden.

Der Fang lohnte sich sehr, denn außer dem Esenbein, das an Weiße und Härte über das der Elefanten geschätzt wurde, gewann man aus dem Fleisch ungeheure Massen von Speck. Aus diesem bereitet man noch heute eine Art von Butter, die in Aegypten über alle anderen Sorten von Speisefett gestellt wird. Aus der Haut fertigte man verschiedene Schutzwaffen, auch eine Art von Peitsche, die bekannte Karbatsche der Türken und Araber. Heute findet sich, wie schon angedeutet, das Nilpferd lebend im eigentlichen Aegypten nicht mehr; um so interessanter sind die zahlreichen Darstellungen, die es in den alten Bildwerken der Tempel und Gräberstätten im Nilthal gefunden hat und die noch heute vielfach genügend erhalten sind, um einen Begriff von der Bedeutung des Thieres zu geben.

Borge nie von armen Leuten, denn erstens schickt es sich nicht, zweitens haben sie so wie so nichts.

Das Brandmal. Von Konrad Wolter.

Robert Darrow und seine junge Frau waren seit zwei Monaten verheiratet. Nach Ablauf dieser Frist zog sie — Luise — ihren Ehering vom Finger und gab ihn ihrem Manne. Er nahm ihn ganz erlaunt.

„Hast er Dir nicht?“ fragte er. „Er paßt vorzüglich, aber ich will ihn nicht mehr tragen,“ antwortete sie. „Ich bin ja nicht Deine Frau, sondern nur Köchin und Aufwärterin.“ Robert steckte den Ring in die Tasche und zog sie zu sich auf sein Knie, nicht unfreundlich, aber energisch. „Du gehörest mir doch für immer,“ sagte er, „darum mußt Du stets denken. Willst Du das?“ Und er versuchte sie zu küssen.

Sie aber stieß ihn heftig zurück, und als er sie dennoch küßte, denn er hielt sie fest, da schlug sie ihm ins Gesicht und lief fort von ihm. Der Mann wurde zornig und versetzte sie. Luise blieb jetzt stehen und drehte sich gegen ihn um, um, wenn es nöthig wäre, seiner Leidenschaft zu trotzen. Sie bebte, aber sie stand aufrecht und fest wie eine junge Tanne. Er aber lachte sie nur bei den Armen und hielt sie mit eiserner Kraft.

„Du hast es gewagt?“ sagte er. „Wenn ein Mann brutale Gewalt anwendet, um eine Frau gegen ihren Willen zu küssen, dann muß sie ihn schlagen. Nicht wahr? Habe ich nicht einmal den Nim Hart ebenso bestraft, und Du sagtest damals, das wäre recht gewesen, und dafür hättest Du mich lieb?“

„Nag sein. Aber ich bin Dein Gatte; das ist der Unterschied. Ich habe das Recht, Dich zu küssen, wenn ich will. Du gehörest mir. Ich kann mit Dir machen, was ich will.“ Und er sah sie an und lachte. „Das ist aber keine nette Unterhaltung. Lassen wir die Kindererei. Wir wollen wieder vernünftig sein.“

Luise zitterte vom Kopf bis zum Fuß, und eine Sekunde lang starrten ihre blauen Augen so sehr wie der eines angefangenen Vokels, der weniger den fürchtet, der ihn gefangen hält, als die Gefangenschaft selbst. Dann selbst ein wildes Thier lernt oft seinen Herrn lieben, nie aber seinen Käfig. Dann loderte der Haß in ihrem Herzen auf und erstreckte alles andere.

„Ich verstehe,“ sagte sie fast flüsternd. „Du, ich verstehe Dich wohl!“ „Das freut mich. Denn ich liebe so etwas nicht. Ich war vielleicht auch zu schnell und zu rauh. Aber Du auch! Entschuldig Du Dich nicht mehr über es. Ich liebe Dich nicht. Ich ehre Dich nicht. Und da will ich Dir auch nicht gehorchen!“

„Du thust das nicht? Du willst das nicht? Erinnerst Du Dich nicht einiger Leute, die ihre Frauen aus geringem Anlaß einfach erschlagen haben?“ Und er schüttelte sie, wie ein Kind seine Puppe. Als er damit aufgehört hatte, da antwortete sie ihm, leise, aber deutlich:

„Tödt mich doch — ich fürchte dich nicht. Du kannst nur meinen Körper tödten. Meine Seele bekommst Du doch nie!“

„Bist Du dessen so sicher? Auch Deine Seele kann ich in den Staub treten!“ Und da lachte er laut. „Dich tödten? Das wäre so etwas! Du gehörest mir, gerade so wie mein Vieh und meine Pferde, und so wahr mir Gott helfe, ich will Dir mein Brandmal aufdrücken, mit dem ich meine Thiere zeichne.“

Er stieß sie von sich fort, und sie taumelte rückwärts gegen die Mauer. Da blieb sie stehen, atemlos, weiß, aber immer noch mit diesem festen Blick, ganz unerschrocken und herausfordernd, mit unehrigem Muth. So lehnte sie sich gegen die Wand.

Während einiger Minuten maßen sie sich beide schweigend mit den Blicken. Und in seine Augen kam da etwas, ein Ausdruck, den sie nicht verstand. Aber ihr fiel plötzlich ein, wie einfach ihr Gehöft lag, rings herum die Steppe wie die breite See, die eine Insel umspült. Wenn er grausam oder brutal zu ihr sein sollte, dann würde ihr Schreier keines Menschen Ohr erreichen. Niemand könnte es hören, kein Auge würde es sehen, kein Mund es erzählen.

Weiß, so unerschrocken, daß sie selbst jetzt seine Entschlossenheit und Bestimmtheit bewunderte. Aber die That selbst war schamlos und schändete ihn sowohl als auch sie. Tief in ihre Seele hinein würde das Mal brennen, ein fengender, unausstößbarer Schandstiel.

Wenn er es wirklich wagen sollte, dann würde sie ihre Zähne zusammenpressen und es ruhig hinnehmen. Sie hatte oft gesehen, wie er sein Vieh zeichnete, und sie wußte, daß seine Gesichtszüge hier bekannt war; wenn aber das heiße Eisen fest in das zuckende, zitternde Fleisch gepreßt wurde, hatte sie stets den Blick abwenden müssen. So würde ihr nun auch geschehen.

Da gerade trat Robert ein. In der einen Hand hielt er das kleine Brandeisen, das Zeichen eines Vieles, der durch den Buchstaben D ging. Dies war sein allgemein bekanntes Brandzeichen.

Er warf auf seine Frau einen kalten, beobachtenden Blick. „Ich hoffe, ich brauche Dich nicht zu Boden zu werfen wie ein Kalb. Ziehe Deinen Kermel in die Höhe, schnell!“

„Du willst es dahin machen, wo man es nicht sieht? Du fürchtest wohl, es könnte von anderen bemerkt werden? Feigling! Warum brennst Du es nicht auf meine Wange? Ich traue es Dir zu!“

Jetzt war sie es, die lachte, aber höhnisch. „Zum Teufel — Weib; mach' mich nicht wühend! Oder ich könnte etwas thun, was ich nicht thun will. Man wird es schon deutlich genug sehen können!“

Bei diesen Worten legte er seinen Arm um ihre Schulter, preßte sie eng an sich und ergriff fest ihr Handgelenk. Dann, mit der anderen Hand, ruhig und geschickt, erst die Wärme des Eisens prüfend, drückte er das Brandeisen dahin, wo Hand und Unterarm zusammenstoßen.

Sie leistete keinen Widerstand. Aber der Körper zeigt sich oft stärker als die Seele, um seine Zugehörigkeit zu ihr zu beweisen und um ihr in ihren Kämpfen zu helfen. So wurde auch Luises Seele besiegt und ihr Stolz gebrochen.

Trotz ihrer Selbstbeherrschung preßte ihr der Schmerz einen leisen Wehrschrei aus, und dann fiel sie hinten über in seine Arme.

Als sie, noch ganz betäubt von dem feilschen und körperlichen Schmerz, wieder die Augen aufschlug, da sah sie gerade in die seinen, denn er neigte sich über sie. Da war wieder dieses Sonderbare in seinem Blick, das den übrigen bannte, bis plötzlich auf ihr Gesicht heiße Thränen fielen, — nicht von ihr, von ihm.

„Habe ich Dich nun ertragen, Du Wilde?“ fragte er. Und da verstand sie seinen Blick. Er barg tiefste Liebe, hinter der ein Stolz lag, so fest, ja, noch fester als der ihrige.

„Dein — Dein — Herz und Seele!“ flüsterte sie. Er athmete tief auf, daß es fast wie Seufzen klang.

Er verstand ihn. Wäre er schwach gewesen, so hätte er sie nie ertragen. Es hatte so kommen müssen. Sie wollte sich nicht beugen, da mußte er sie brechen. Sie hatte ihren Herrn und Meister gefunden.

Er nahm sie liebevoll in seine Arme und trug sie hinaus, wie eine Mutter ihr Kind trägt.

Im Reich der Winde und Wellen. Stagen, im August.

Tief hinein in die Fluthen des Stagerat und Kattegat greift Küstlands nördlichste Spitze, eine nach Nordost gerichtete, lange, schmale Sandzunge. Das Wiehern der hier weidenden Hengste und Stuten, das Raunen des Windes im zitternden Niedgras waren nach den ältesten dänischen Königsurkunden die einzigen Laute im Wehen dieser Einflamkeit und Uebe in den stillen, wüßchen den blendend weißen Abhängen der Wanderbüden eingebetteten Thälern, die blühendes Heidekraut und Genzian in violetten und blauen Farben immer hüllten. In's 15. Jahrhundert reicht die Anlage der Ortstafel Gammel-Stagen zurück, zu der der unerschöpfliche Fischreichtum dieser Küste naturgemäß einladen mußte. Wegen seiner Lage, die ihm geringen Schutz bot gegen die hier über ganze Ketten von Geröllböden anbrandende Nordsee, gegen die tödtliche, an den Dünen emporzügelnde Sturmfluth, konnte dem Ort kein besonderer Aufschwung beschieden sein, zudem er ganz von hohen, steilen Wanderbüden beherrscht ist, die stündlich seine Gärten und Felder mit Versandung bedrohen. Seine sommerlich-milde Einflamkeit aber führt dem anspruchslosen Baderort doch zahlreiche Ruhebedürftige zu.

Eine glücklichere Entwicklung nahm dagegen das am Kattegat schräg gegenüber gelegene, ebenfalls vorwiegend von Fischern bewohnte Neu-Stagen, das jetzt 3-4000 Einwohner zählt und mit seiner stattlichen Kirche, seinen freundlichen Häusern einen anheimelnden Eindruck macht.

Seit Jahren hat sich hier eine dänische Künstlerkolonie angeheftet. So bewohnt Dänemarks größter Lyriker Holger Drachmann ein altes, malerisches, von einem Garten traumlich beschattetes Fischerhaus. Immer wieder und wieder hat es den gefeierten Dichter zu diesen Meeren zurückgezogen, die mit ihren geheimnißvollen Wogen so viele Blätter seines Dichterbuchs durchrauschen. Regelmäßig pflegte er an den ersten warmen Tagen des Jahres am frühen Morgen in seinem Atelier den Pinsel zu führen, während er den Vormittag über auf einfachen Streifen durch die waldbewaldeten Hügel von Stagens Gehöft dichtung thätig ist. In seinem Atelier mit eigenen und fremder Künstler Bildern stand seine Leinwand von der schwedischen Bildhauerin Alice Nordin ausgezeichnet vollendete Porträts. Dort lernte ich auch die jugendliche Tochter des Malers Professor Kroger kennen, dessen Landhaus mit seiner ganz von Grün umschleierten Fassade sich in der Nähe erhob. Professor Loren, der Schöpfer jener monumentalen, die Krönungsfeierlichkeiten in England und Rußland verherrlichenden Gemälde, bewohnt außerhalb Stagens eine von ihm selbst erbaute Villa, der ein prächtiger, von einem zahmen Storch besetzter Garten einen stimmungsvollen Rahmen verleiht. Ihre harmonisch abgetönte Einrichtung offenbart allenthalben auf das wohlthuendste das Walten des feinsten künstlerischen Geschmacks. In seinem in schimmernden Laubfluthen fast verfuntenen Hause bei dem Denkmal, errichtet dem Anbenten an die 1862 ertrunkene gesammte Rettungsmannschaft Stagens, schafft der bekannte Genremaler Professor Auver. Zur hiesigen Künstlerkolonie gehörte schließlich auch Knud Bauditz, ein hochbegabter Komponist, Sohn des berühmten Romaniers Professor Sophus Bauditz. Sehr groß ist die Zahl der Künstler, die alljährlich hier vorübergehend rasten, um aus Stagens wunderbarer Natur Anregungen zu schöpfen.

Ihren verdant der Speiseaal in Brönlunds Hotel seine theilweise vortheilichen Wandgemälde. Der Speiseaal des Hotels Stagen hat dagegen eine große Anzahl dort aufgestellter Galtungsfiguren gestandener Schiffe von fast gespenstlicher Wirkung als Sehenwürdigkeit aufzuweisen. Diese jungen Damen im Ballkostüm ihrer Zeit, diese Neptune, Mohren, Chinesen und nordischen Seelöwe durchfischen einst im Quaspritz stolzer Schiffe die Meere zweier Welten, um in einer Sturmnacht an Stagens gefahrvollem Strande zu erschellen! Der ist geradezu übersät mit Masten, Ketten und Rahen, mit wirren Holz- und Eisenhauken, die aus dem weichen, silberhellen Sande, halb vergraben, melancholisch hervorragen. Von der raschen Tragik des Seemannslebens legt ferner erschütternder Bericht Stagens Friedhof ab, wo auch der Besatzung des 1895 hier gescheiterten deutschen Torpedobootes ein Denkmal gesetzt ist, wo ein anderes Monument des heldenmüthigen Lars Krue Gedächtniß verleiht; der als Führer der Rettungsmannschaft mehr als 400 Personen dem Wellengrab entriß. Denn heute erheben sich an der ganzen Küste zahlreiche Rettungstationen, gemaltliche Sirenen heben ihre Schalltrichter in die Gefahr der Nebel und Stürme heraus, und Leuchttürme und Feuerschiffe weisen den Fahrwegen die Wege. In früheren Zeiten freilich war das anders. Da war der brüllende Sturm Stagens Einwohner Jahr um Jahr reichen Tribut ans Land. Damals trachtete man die versandete Rinde zwischen Alt- und Neu-Stagen bergabens vor der Sandverwehung zu retten und mußte sie deshalb bis auf den jetzt als Seezeichen dienenden Thurm abbrechen.

Man hält sich leicht für einen Menschenkenner, wenn man glaubt, ein paar Menschen — verachten zu dürfen. Es ist unedel, von den Russen zu verlangen, sie sollten Sachalin abtreten. Sie haben's ja gar nicht mehr.

Castro scheint seine neuen Schlachtschiffe nur deshalb anschaffen zu wollen, um später die Verkäufer mit ihren Rechnungen wieder heimjagen zu können.

Beim Friedensschluss scheinen die Russen aestet zu haben.

In Felix Hollanders Roman „Der Weg des Thomas Trud“ findet sich auf Seite 204 folgende ergreifende Stelle: „Er fühlte, wie ihre Hand in der seinen schluchzte.“

Die Diamanten sind abermals theurer geworden, trotzdem werden sie hierzulande getauft. Diese Thatfache wird als ein Zeichen der Prosperität bezeichnet, aber leider ist diese Prosperität nicht sehr verbreitet.

Der herrlichste Punkt Stagens ist seine äußerste Spitze, der Stagen, wo die Wogen des Stagerat und Kattegat jauchzend ineinandererschlagen. Es ist das Verbleib des Oberrechtsanwalts Staal in Kopenhagen, diese erizig schöne Lage erkannt und zu ihrer Verwertung eine Aktiengesellschaft gebildet zu haben. Nun erhebt sich hier von würzig milder Seeluft umspült, vom Rauschen des Meeres umschmeichelt, ein in geschmackvollem, standinavisch-alterthümlichem Waldenstil gehaltenes Hotel, dem in den einflamen Weiten dieser Dünenwelt, etwas Märchenhaftes eianet, dem der Ruhm gewiß ist, gar bald zu den großartigen Gebäuden Europas gerechnet zu werden.

Um diesen vom frohen Stimmengewir einer internationalen Badegesellschaft erfüllten Prachtbau ist die weite, vom Seewind aus feuchten Schwingen lachend überfliegene Meeressfläche wie ein dunkler, hier und da geheimnißvoll leuchtender Sammelgebietet. Und über die beiden Meere, beide bald azurblaue, bald smaragdgrüne, rollende und braufende Unendlichkeit von Glanz und Schönheit ziehen unablässig silberblinnde Segelschiffe oder majestätische Dampfer dahin, von denen hier alljährlich 60-800 Stagens sturmumbrandete Nordküste umfahren. Wie herrlich, hier dem Gemurmel der Wellen zu lauschen oder mit ihnen auf dem sonnenschmeicheln, von Möwenschwärmen und grauen Gänfen belebten Strand zu wandern, während die kristallene Fluth melodisch unsere Füße umspielt! Auf dem Strande dieser beiden so nahen und so einander doch so verschiedenen Meere: des Stagerat mit seinem von Seeestern, Krebsen und Cirripeden bedeckten Strande, des Kattegatt mit seinen glasigen Qualen als Alleinherfcherin, des Kattegatt, dessen Wogen das magisch herabstrahlende Mondlicht zu friedlichem Schlummer fängt, während der Stagerat auch dann noch von verhaltener Erregung schäumt und brandet.

Von tieffelliger Wonne durchschauert aber sind die auf der Terrasse des Hotels verlebten Abendstunden, wenn die Sonne im Schoß der purpurüberhauchten Meere langsam und feierlich versinkt, um im Sinken noch den ganzen Horizont mit berausender Farbenpracht von erhabener Schönheit zu überziehen. Dann erwacht in allen Dünen ein Raunen, während die Meerestiere flugend durch den lebenden Brand flattern, bis er sich mit einem letzten wunderlamen Schimmer langsam scheidend in der von allen Seiten heranstübenden Nacht verliert; dann blüht es in den arauen Leuchtthürmen auf, dann krüht zum Meer, das sich so müde am Strande bricht, die hell erleuchtete Fassade des Hotels wie ein strahlendes Märchen aus Taufendundeiner Nacht herüber, während von der anderen Seite, wo unter den Schleiern der sternfunkelnden Nacht einsame Schafherden dahinjahren, der im Winde wandernde Duft der Heide das Hotel, den stolzen Herrscher in diesem Reich der Winde und der Wellen, in lauen Wogen umfängt. . .

Regelbahn.

In dem illustrierten Wiener Regelbuch von S. Umann wird u. a. eine Anzahl von Sprichwörtern publizirt, die von der Regelbahn aus ihren Weg in die Volkssprache genommen haben. Die am meisten gebräuchlichen mögen hier folgen:

Will man sagen, daß, wer etwas erreichen will, Geld hergeben muß, so brüdt man dies mit dem Sprichwort aus: „Wer tegeln will, muß aufsegen.“

Das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied“ ist gleichbedeutend mit: „Wie man aufsteht, so tegelt man.“

„Jeder, der Regel schiebt, muß sich vom Regelknaben sagen lassen, wie er gefchoben hat,“ heißt jowiel als: Man muß sich das Urtheil über seine Handlungen gefallen lassen.

Jängt jemand etwas verkeht an, so sagt man: „Er wirft mit dem Regel nach der Regel.“

„Er wird hier keine Regel treffen“ wird von demjenigen gesagt, der nicht versteht, etwas gut durchzuführen. Ist dagegen jemand in der Ausführung seiner Unternehmungen als ächtigt bekannt, so heißt es: „Er kann wohl Regel schieben.“

Wer in eine unangenehme Situation gerathen ist, kann zu hören bekommen: „Er ist zwischen Regel und Regel gekommen.“

Will man ausdrücken, daß man auf seine Behauptung bereit wäre, seinen Kopf einzusetzen, so sagt man: „Da leh' ich den Regel darauf.“

Von jemand, der gestorben ist, heißt es: „Er hat ausgegetelt.“

Statt des in Dösterreich landläufigen Sprichwortes: „Ein Pferd un laufend Gulden holpert auch“ sagt der Regler: „Der beste Schieber kann einen Bubel machen.“

Ist Jemandem ein Unternehmen besonders glücklich ausgefallen, so wird dies mit den Worten gekennzeichnet: „Er hat alle Neun getroffen.“

Die Unterhandlung zwischen Präfibent Roosevelt und Baron Rosen wurde selbstredend sub rosa geführt.

Das falsche Gold der Schmiedelei erhält seine Kursfähigkeit nur durch unsere Eitelkeit.